

Emmy Giehl (1837-1915)

Das Rubinen-Halsband

1. Das Geschmeide

5 »Bei Gott, Blutstropfen auf einem Schneefelde!«

Überrascht wandte sich die Dame, welcher dieser Ausruf galt, um und tastete unwillkürlich nach einem herrlichen Rubinengeschmeide, das ihren Hals schmückte; ihre Hand zitterte und fahle Blässe überzog ihr schönes Angesicht, während ihre Blicke fast entsetzt ein junges Mädchen streiften, das an der Seite eines Offiziers neben ihr stand und jene sonderbare Bemerkung gemacht hatte.

10 Dem hübschen, jungen Kinde war der Eindruck seiner Worte keineswegs entgangen und vielleicht aus Verlegenheit hierüber, vielleicht auch in der guten Absicht, den Schrecken, den es der Freundin offenbar verursacht hatte, einigermaßen abzuschwächen, blieb es stehen und sagte: »Ich kann Deine reizenden Juwelen wirklich nicht genug bewundern, meine liebe Helene, nie sah ich schönere, als diese hier, und wärest Du nicht meine teure Freundin, ich glaube, ich könnte Dich darum beneiden.«

15 »Die Frau Gräfin haben aber auch heute wieder Ihren vorzüglichen Geschmack bekundet,« nahm der junge Offizier das Wort, »der weiße Atlas paßt vortrefflich zu den dunkelfarbigem Edelsteinen. Gnädiges Fräulein,« fuhr er, zu seiner Tänzerin gewendet fort, »haben vorhin einen etwas absonderlichen Vergleich zu machen für gut befunden, ich möchte das Halsband lieber mit glühenden Rosen oder leuchtenden Granatblüten vergleichen, von Feenhand auf schimmernden Alabaster hingesät. Freund Theobald hat abermals seinen oft gepriesenen, gediegenen Geschmack in
20 Auswahl von Juwelen bewiesen; diese zwanzig Rubinen zeugen beredt genug von der hohen Verehrung, die er für seine Gemahlin im Herzen trägt.«

»Was hat aber diese Verehrung mit der *Zahl* der Rubinen zu tun?« lachte eine männliche Stimme hinter dem Sprecher, »übrigens sind es einundzwanzig Steine, mein Lieber.«

»O, dann vergib mir, Theobald, ich sprach einfach meiner lebenswürdigen Tänzerin nach, die sich vorhin die Mühe
25 gab, die Rubinen zu zählen.«

Gräfin Helene hatte nicht sobald die Stimme ihres Gemahls vernommen, als sie schnell mit sichtlicher Befriedigung ihren Arm in den seinen legte. Nicht ohne einige Befangenheit schlug sie dann die großen blauen Augen zu ihm auf und sagte sanft: »Verzeihe, lieber Theo, wenn ich Dir widerspreche, aber es sind wirklich nur zwanzig Rubinen.«

»Nicht doch, mein Schatz, einundzwanzig, nicht mehr noch minder, ich habe mich dessen gar wohl versichert, als ich
30 den Schmuck kaufte.«

»Auch ich habe nur zwanzig gezählt,« kam jetzt die junge Dame ihrer Freundin zu Hilfe, »es läßt sich aber bei dem außerordentlichen Glanze, den die Steine ausstrahlen, wirklich kaum mit Gewißheit behaupten.«

Das gräfliche Paar stand in diesem Augenblick unmittelbar unter einem vielarmigen Kristall-Lustre, und die Lichtwirkung des geschliffenen Glases und zahlloser brennender Wachslichter war eine unbeschreibliche, so daß die
35 Augen beinahe hiervon geblendet wurden. »Mein teurer Freund,« sprach lächelnd der Offizier zum Grafen, »fügen wir uns ins Unvermeidliche; schönen Frauen gegenüber sind wir stets verloren, und müssen sogar auf die Beweisgründe verzichten, wenn sich die reizenden Verächterinnen der Logik in gegenteiligen Behauptungen zu gefallen belieben.«

Dem Grafen Theobald entging es nicht, wie höchst peinlich und unangenehm die Fortsetzung dieses Gesprächs seiner Gemahlin zu sein schien, und statt weiterer Antwort fragte er, zu dem jungen, tanzenden Paare gewendet: »Die
40 Herrschaften gönnen uns doch morgen Abend die Ehre ihres Besuches?«

»O, gewiß, wir werden uns einfinden,« entgegnete die Dame.

»Wie sehr beklagt man in der hiesigen Gesellschaft Dein Fortgehen, lieber Theobald,« rief der Offizier aus, »ist wirklich morgen Abschiedsmahl? Und soll die Abreise schon so unwiderruflich nahe sein?«

»Allerdings, lieber Baron,« antwortete Gräfin Helene.

45 »So kehren Sie nach Deutschland zurück?«

»Ja, mein Freund,« gab Graf Theobald zur Antwort, »meine Sendung bei hiesiger Gesandtschaft hat ihr Ziel und Ende erreicht, und ich sehne mich fort aus dem aufreibenden Lärmen und Wogen der französischen Hauptstadt in deutsche

Verhältnisse ins liebe, traute, alte Schloß am deutschen Rhein, mein Lenchen aber,« dabei streifte ein zärtlicher Blick die errötende Gattin, »ist noch weniger böse, als ich selbst, von Paris wegzukommen, ins alte, schlichte Berghausen, nicht wahr, mein Lieb?«

Ernst, aber lebhaft nickte sie ihre Zustimmung zu seiner Frage. »Deshalb werden uns aber unsere Pariser Freunde nicht grollen,« sagte der Graf mit verbindlichem Lächeln, »wir nehmen die freundlichsten Erinnerungen mit uns fort, und wollen stets mit Dank an die herzliche Aufnahme denken, die uns in zuvorkommendster Weise allseitig hier entgegengebracht wurde.«

»Die Gesellschaft sieht mit wirklichem Schmerze zwei Sterne scheiden, für die ihr kein Ersatz in Aussicht steht,« sagte der Rittmeister verbindlich.

»Ich könnte Dir beinahe zürnen, Helene,« schmolte ihre hübsche Freundin, »seit wir von der Heimreise sprechen, leuchten Deine Züge in der Verklärung inneren Glückes.«

»O Mathilde, wie sehne ich mich fort von hier!« rief die Gräfin leidenschaftlich aus, »als ich vor einem Jahre zuerst hierher kam, blendete mich allerdings der Glanz, die nie gesehene Pracht der Weltstadt, nun aber bin ich all' des Schimmers müde, und fühle, daß ich für solch' aufgeregtes, unstätes Leben nicht nur nicht geschaffen bin, sondern ernstlich krank würde, müßte ich Tag für Tag die Ruhe meiden.«

Bald nachher, es war kaum elf Uhr, und die Unterhaltung hatte eigentlich erst begonnen, fuhren die deutschen Herrschaften nach ihrem Hotel zurück. Unbeweglich, als ob sie schlummerte, lag Helene in die Kissen des Wagens zurückgelehnt. Voll Besorgnis hatte es der Graf wahrgenommen. »Bist Du krank, mein Kind?« fragte er, ihre Hand ergreifend; sie war eisig kalt. »Du fieberst, Helene, Deine Stirne glüht – schon auf dem Balle fand ich Dich verändert – so still – so eigentümlich scheu – was hast Du nur? Leidest Du?«

Sie schüttelte das Haupt, sprach aber kein Wort.

»Du hast etwas auf dem Herzen, was Du mir verschweigst – willst Du mir nicht sagen, was Dich quält? Bin ich Deines Vertrauens nicht wert?«

Fest und innig erwiderte Helene den Händedruck ihres Gatten, indes zwei große Tränen langsam über ihre bleichen Wangen niederrollten, aber sie blieb stumm. –

Kaum zwei Sommer waren sie vermählt, und unsäglich glücklich in ihrer gegenseitigen Liebe. Graf Theobald besaß all jene Eigenschaften des Geistes und Gemütes, die das Glück einer Ehe begründeten. Helene war früh verwaist gewesen, und aus der Hand des Vormundes in die ihres Gatten übergegangen. Sie war fast noch ein Kind zu nennen und wirklich eines männlichen Schutzes und Beistandes benötigt; mit zartem Verständnisse wußte ihr Gemahl die reichen Anlagen zur schönsten Entfaltung zu bringen, und sie so ganz und gar nach seinem Sinne und Herzen heranzubilden. In erster Linie hatte er ihr Vertrauen und unbedingte Aufrichtigkeit empfohlen, weil er ganz richtig in diesen beiden Tugenden die einzig sicheren Stützen des ehelichen Zusammenlebens erkannte. Heute nun war er zum erstenmale, seit seiner Vermählung auf eine kleine Unwahrheit seiner Frau gestoßen, und hierüber mehr verstimmt, als er eigentlich selbst zugestehen mochte. Er hatte so gütig zu ihr gesprochen, und keine Offenheit erlangen können! Was nun das sein mochte? Ein letztes Mal bat er: »Helene, sag' mir, was Dir fehlt.«

»Sei ohne Sorge, Du lieber, guter Mann,« beschwichtigte sie ihn jetzt, »es fehlt mir nichts, nur will ich herzlich froh sein, wenn Paris hinter uns liegt, und unsere alten guten Türmchen von Berghausen uns begrüßen. Ich habe eine gewisse Bangigkeit, als ob mich ein schweres Unglück treffen möchte; es ist Heimweh, sonst nichts.«

»Bist Du jetzt wahr?«

»Du weißt es.« Bei diesen Worten beugte sich Helene nieder, um den Fächer, der ihr entfallen war, aufzuheben, dabei mußte das Blut in ihre bleichen Wangen strömen; wenigstens ward jetzt, als sie sich wieder aufrichtete, eine dunkle Röte in ihrem Gesichte bemerkbar.

Die letzte Strecke wurde schweigend zurückgelegt, und wenig Minuten später hielt die Equipage vor einem prächtigen Hotel. Die Dienerschaft kam sofort herbeigeeilt und leuchtete die breite Marmortreppe hinan nach den Gemächern der Herrschaften.

Mitternacht war eben vorüber, als auf einem der großen Verkehrsplätze der Stadt eine Droschke hielt. Eine dicht verschleierte Dame stieg aus, bezahlte den Kutscher und schlug eilends den Weg nach einem kleinen Seitengäßchen

ein, deren mehrere strahlenförmig auf den Hauptplatz münden, und wovon die glänzende Stadt Paris tatsächlich eine
100 größere Menge aufzuweisen hat, als man vermuten möchte. In solchen schmutzigen Häuserreihen und öden
Winkelsträßchen und Gäßlein spielen sich zuweilen ganz schauderhafte Szenen ab, und wer nicht aus Elend, aus
Verzweiflung oder Furcht diese Schlupfwinkel aufsucht, bleibt ihnen sicherlich gerne ferne. Die Häuser sind meist
elende Hütten, sehen zum weitaus größeren Teile schmutzig und baufällig aus, und lassen kaum erraten, daß auch sie
einen Bestandteil jener Stadt bilden, die sich längst zur Tonangeberin der Zivilisation aufgeworfen hat. Um so mehr
105 mußte zu solcher Stunde, an solchem Platze die Erscheinung einer Dame befremden, die, obschon ihre Gestalt verhüllt
war, dennoch in Haltung und Gang die hohe Abkunft nicht verleugnen konnte. Dumpfer Qualm und ein
ekelerregender Geruch von Speisen, Tabak und Alkohol drang durch die offenen Fenster einer Schenke in die Gasse
heraus, und heisere Stimmen brüllten ein Lied, dessen Text nur allzusehr auf die Sänger schließen ließ. Die
Vorübereilende, hiervon auf das Peinlichste angewidert, beschleunigte ihre Schritte, solcher Gemeinheit zu entfliehen,
110 dabei entrang sich ein tiefer Seufzer der beklommenen Brust.

Endlich stand sie vor dem Tore eines ärmlichen Hauses und zog die Glocke. Schrill tönte es durch die stille Nacht wie
eine ungeduldige Bitte, bald, recht bald Einlaß zu gewähren. Schon nach wenigen Augenblicken wurde geöffnet.
»Wer da?« frug eine Stimme von innen, die übrigens mehr rauh als unfreundlich klang.

»Ist Meister Lorenzo zu sprechen?« kam es schüchtern von der Straße entgegen.

115 »Ob der Maestro zu sprechen ist? Hören Sie nicht sein metallenes Rädlein summen? Es ist eine Freude um den braven
Lorenzo, die ganzen Nächte sitzt er über der Arbeit, gönnt sich kaum zwei Stunden Schlafes, keine Sonntagsruhe,
keine Erholung. Immer fleißig beim Geschäfte, immer flink bei der Kunst und so glücklich beim Zahlen! Ja, das ist
ein Mietsmann so recht nach meinem Herzen, dieser brave Maestro!« Während dieses beredten Lobes war die Tür
geöffnet worden, und der Dame, als welche sie auch die geschwätzig Alte sogleich erkannt hatte, unter höflichen
120 Bücklingen Einlaß gewährt. Sie erwiderte jedoch den artigen Gruß nur mit einem flüchtigen Neigen des Kopfes, denn
sie schien sehr eilig, und verlangte dringend, sogleich zu Lorenzo geführt zu werden.

Willfährig humpelte die redselige Hausfrau vor der Fremden hinauf über eine ziemlich steile Treppe, und hielt den
unsauberen, eisernen Leuchter, in dem eine Talgkerze stak, etwas über ihren Kopf, um besseres Licht zu schaffen;
endlich blieb sie vor einer Türe stehen, aus welcher das Geräusch eines kreisenden Rades deutlich vernehmbar
125 herausdrang, der Beweis für den eben erst gepriesenen Fleiß des Goldschmiedes. »He Meister!« rief die Alte und
drückte gleichzeitig die Klinke, »jemand wünscht Euch zu sprechen, seid so gut und macht auf!«

Fast lag Angst und Schrecken in der Antwort: »Wer ist dieser jemand? Mann, Frau, Einer, Viele?«

»Eine Dame, Meister.«

Schon im nächsten Augenblick viel der Riegel zurück und die Fremde stand auf der Schwelle eines Gemaches, das
130 weit mehr Ähnlichkeit mit dem Atelier eines Schwarzkünstlers, als mit der Werkstätte eines ehrlichen Goldschmiedes
hatte. »Sie kennen mich bereits, Meister Lorenzo,« begann die Dame, nachdem die Hausfrau sich zurückgezogen und
die Türe wieder ins Schloß gedrückt hatte.

Lorenzo verneigte sich ehrfurchtsvoll, empfing aber ein kaum merkliches, vornehmes Neigen des Hauptes als
Gegengruß. Der Schleier war überdies so dicht, daß es geradezu unmöglich war, die Gesichtszüge zu unterscheiden.
135 »Wenn ich nicht irre, habe ich die hohe Ehre, die Fürstin oder Gräfin ...?«

»Der Name tut hier nichts zur Sache,« fiel sie rasch ins Wort, »Sie erinnern sich aber doch sicherlich, daß Sie mir vor
drei Monaten ein Darlehen auf ein Rubinenhalsband gaben?«

»Sehr wohl, meine gnädigste Frau Fürstin oder Gräfin – es waren eintausend fünfhundert Franks.«

»Die Rubinen waren aber das Zehnfache wert.«

140 »Allerdings, ich will's nicht in Abrede stellen, mir waren Sie es nicht, heutzutage ist das Bargeld selten, und Sie selbst
Frau Gräfin oder –«

»Lassen Sie doch – genug, ich nahm Ihr Geld, und überließ Ihnen meinen Schmuck. Vor vier Tagen kam ich wieder,
ihn zurückzuholen, es schien mir, als ob es Ihnen nicht angenehm gewesen wäre?«

»Gnädige Frau blicken scharf, doch ja, ich gestehe es, ich trennte mich schwer von den schönen Steinen; das liegt mir
145 so im Blute, und bringt wohl auch mein Gewerbe so mit sich; übrigens nahm ich Ihr Geld samt Zinsen in Empfang
und lieferte dagegen Ihr Halsband aus, ganz und unversehrt, meine Gnädigste!«

»Es ist aber nicht das meinige, Sie haben mich getäuscht, und mir ein anderes gegeben.«

Mit fast theatralischem Pathos fuhr Lorenzo auf: »Wer wagt es, mir eine solche Beschuldigung vorzuwerfen?«

Lorenzo war ein geborener Italiener und mochte ungefähr am Ende der zwanziger Jahre stehen. Er schien von der

150 Natur, wenigstens was äußerliche Erscheinung und Wohlgestalt betraf, sehr stiefmütterlich behandelt worden zu sein, denn ein dicker, mit struppigen roten Haaren bewachsener Kopf saß auf einer höckerigen Gestalt; unter den buschigen Brauen auf niedriger Stirn lauerten indes zwei listige, dunkle Augen, die bald leidenschaftlich aufblitzten, bald wieder katzenhaft funkelten, die Gesichtsfarbe war krankhaft blaß, der weite Mund mit den schmalen, blutleeren Lippen verzog sich gewöhnlich zu einem höhnischen Lächeln, dazu kam eine Hast der Bewegung, eine gewisse ängstliche
155 Unruhe der Züge – mit einem Worte, Maestro Lorenzo war eine widerliche Persönlichkeit, von der sich wohl jedermann unangenehm abgestoßen fühlte, der sie sah.

Dies mochte wohl auch die Dame empfinden, die ihm gegenüber stand, denn sie trat bei seinem Ausruf einen Schritt zurück, als habe sie eine Tarantel gestochen. Dann aber sprach sie bestimmt: »Es ist doch so, wie ich sagte, ich bringe Ihnen deshalb diesen Schmuck zurück und verlange dafür mein Eigentum.«

160 Bei diesen Worten griff sie in die Tasche, langte ein Etui von Juchtenleder hervor, drückte die Feder und deutete auf das Rubinengeschmeide, dessen Steine selbst bei dem so bescheidenen Lampenlichte des kleinen Stübchens ihre ganze nächste Umgebung mit rosiger Glut übergossen. Nicht gieriger verschlingt der Blick des Geizigen gold- und silbergefüllte Kisten, als Lorenzo diesen Schmuck betrachtete. In krampfhafter Bewegung zuckten die mageren Finger, während ein widerliches Lächeln die häßlichen Züge noch mehr verzerrte. »Gnädigste Frau, Ihre Rubinen sind
165 wirklich einzig in ihrer Art. Man dürfte wohl weit gehen, bis man wieder einem ähnlichen Schmucke begegnete.«

»Und trotz alledem muß ich meine Behauptung aufrecht halten,« sagte sie ernst, »dieses hier ist nicht mein Halsband, es enthält nur zwanzig Steine, während das meinige einundzwanzig zählte.«

Bei scharfer Beobachtung hätte man wohl erkannt, daß Lorenzos ohnehin bleiches Gesicht bei dieser Behauptung noch um ein merkliches bleicher wurde und seine Hand wie zufällig nach der Stirn fuhr, um die dort sichtbar
170 gewordenen Schweißtropfen fortzuwischen. Die Stimme klang jetzt unnatürlich, heiser, als er erwiderte: »Wer wäre wohl bei dem blendenden Schimmer dieser Steine hier imstande, sie ohne Irrtum richtig zu zählen? Es scheint mir das nahezu unmöglich und nur allzusehr wahrscheinlich, daß sich Euer Gnaden das erstemal verzählt haben möchten.«

»Nein, nein, Meister, keine Ausflüchte! Ich bin hier, Ihnen den verwechselten Schmuck zurückzubringen, und den meinigen dafür entgegen zu nehmen. Geben Sie mir ohne weitere Umstände meine Rubinen.«

175 »Ihre Rubinen?« lachte er grell auf. »Ihre Rubinen? Ich habe wirklich keine anderen zu vergeben!«

»Dann muß das Gericht mir Hilfe schaffen.«

Einen kurzen Augenblick zuckte der Höckerige bei dieser Drohung zusammen, war aber sofort wieder Herr der Lage, und seiner Überlegenheit sich völlig bewußt. Die ihm gegenüber stehende Dame konnte nicht wider ihn aufkommen, er aber wollte nicht nur keinen Zoll breit von seiner einmal aufgestellten Behauptung abweichen, sondern alle
180 möglichen Vorteile aus der verfänglichen Lage ziehen, in der sie sich befand. Deshalb sagte er mit wohlgespieltem Trotze: »Wohlan, gnädige Frau Fürstin oder Gräfin, führen Sie immerhin Klage wider einen ehrlichen, rechtschaffenen Handwerksmann, zeihen Sie ihn eines Verbrechens, das er nicht begangen hat, – ich meinerseits werde dann Sorge tragen, daß die Sache einem gerechten Richter unterbreitet werde, und der Anfang hiervon wird sein, daß Ihr Stand und Name der Öffentlichkeit preisgegeben werden muß, das Ende läßt sich abwarten.«

185 Während er sprach, hatte er sein Gegenüber scharf ins Auge gefaßt, und wohl beachtet, wie sie erschreckt zusammenfuhr; hierdurch sichtlich ermutigt, redete er weiter: »Mit Ihnen zugleich, gnädige Frau, werde auch ich vor Gericht erscheinen, und also zu dem Vollzieher des Gesetzes sagen: »Allergnädigster Herr Richter,« werde ich sagen, »haben Sie Mitleid und erbarmen Sie sich eines armen, aber rechtschaffenen Geschäftsmannes, der eines schweren Vergehens angeklagt worden ist. Vor zwölf Wochen saß ich noch spät abends ruhig auf meinem Zimmer bei der
190 Arbeit, als eine verschleierte Dame bei mir eintrat. Sie schien große Eile zu haben und bot mir ohne weitere Umstände und Erklärungen einen Rubinenschmuck als Pfand an, wenn ich ihr hierfür die Summe von fünfzehnhundert Franks geben wolle. Ich wußte eigentlich nicht was anfangen, denn bares Geld ist heutzutage wenig zu haben, aber ich erriet sehr wohl, daß die Fremde recht schwer in Bedrängnis sein müsse, und des Geldes dringend bedürfe. Mein Herz ist weich und schwach, so entschied ich mich, vielleicht wider die Vernunft, daß ich ihr helfen wolle, ja, meine
195 Ehrlichkeit ging selbst noch weiter, ich sagte der Fremden, ihre Steine seien viel, viel mehr wert, als sie dafür verlange, und ich wollte ihr gerne eine größere Summe leihen, sie lehnte jedoch mein Anerbieten ab. Auf mein Befragen aber nach Stand und Namen, was ja wegen Ausfüllen meines Pfandzettels nötig war, bat sie mich, die Sache als unser Geheimnis zu betrachten, und versprach, recht bald, vielleicht schon in acht Tagen, wieder kommen zu wollen. Ich bin doch genau!« unterbrach der Höckerige plötzlich seinen Redestrom und wandte sich hämisch grinsend
200 gegen seinen Besuch.

»Allerdings,« war die verlegene Antwort.

»Nun gut, ich fahre dann fort: »Die Dame kommt wieder, aber, mein hoher Richter, sie beschuldigt mich, daß ich ihr ihren Schmuck entwendet, daß ich dafür einen anderen unterschoben hätte, und dergleichen; ich kann jedoch

beschwören, daß nichts von alledem geschehen ist; schaffen Sie deshalb Hilfe und Recht!« Also werd' ich ihm sagen,
205 meine Gnädigste, also werd' ich bei Gericht sprechen, und nicht anders! Lassen Sie mich wissen, wann und wo Sie
diese Verhandlung wünschen, Sie sollen ihren pünktlichen Mann in mir finden.« Er verbeugte sich tief und schwieg,
um den Eindruck dieser schlaun Rede, zu beobachten. Die Dame aber hatte für solch' unerhörte Frechheit keine
Erwiderung. Sie war unvorsichtig genug gewesen, sich in die Hand dieses schlaun Bösewichtes zu begeben, das
erkannte sie in diesem Augenblicke nur allzuklar, aber ebensogut wußte sie, daß sie ratlos war, ihm zu entrinnen.
210 Weder Ernst noch Drohung halfen hier, und dennoch sträubte sich ihr ganzes Wesen, diesem ihr völlig fremden
Manne, dessen gemeine Handlungsweise sie ohnehin unsagbar abstieß, Geständnisse zu machen, oder ihr Vertrauen
zu schenken. Zitternd trat sie ein wenig näher; er dagegen spähte vergebens, hinter dem dichten Schleier die ihm so
ängstlich verhüllten Gesichtszüge zu entdecken, und lauschte aufmerksam dem Wohlklange ihrer weichen Stimme.
»Meister,« bat sie jetzt sanft und würdevoll, »Sie wissen ebensogut, als ich, daß Sie mich mit diesen Rubinen
215 täuschen; leider bin ich im Augenblicke nicht in der Lage, meinen Namen der Oeffentlichkeit preiszugeben, seien Sie
vernünftig, ich bezahle gerne, was Sie fordern, nur geben Sie mir meinen Schmuck zurück, das Glück meines Lebens
hängt daran; Ihnen kann's ja am Ende gleichgültig sein, diese oder jene Rubinen Ihr Eigen zu nennen, für mich aber ist
es von ganz ungeheurer Bedeutung. Zum letzten Male bitte ich Sie um mein rechtmäßiges Eigentum.«

»Zu Ihrem Befehle,« grinste der Italiener und ließ zwei Reihen schlecht gepflegter, unreiner Zähne sehen, »wenn Sie
220 es wünschen, sollen Sie Ihr Recht beanspruchen dürfen, gleich morgen, wenn Sie es wünschen, mittags 11 Uhr im
Polizeigebäude; ich stehe zur Verfügung. Sie können dort Ihr Recht geltend machen, ich aber auch das meinige.«

Die Dame biß sich die Lippen, daß sie bluteten, und drückte unwillkürlich die Hand auf ihr pochendes Herz. Ach, was
hatte sie getan! Gedemütigt, beschimpft, wehrlos stand sie ihrem Beleidiger gegenüber, der sich an ihrem Elende zu
weiden schien. Schweigend steckte sie das auf dem Tische liegende Halsband zu sich, kehrte dem Maestro Lorenzo
225 den Rücken, und schritt mit ruhiger, stolzer Verachtung nach der Türe.

Unten am Tore steckte die Alte mit überschwänglichen Dankesworten das Goldstück ein, das ihr die Dame in die
Hand drückte, und alsbald knarrte der Schlüssel im rostigen Schlosse, Gräfin Helene – denn keine andere war's –
stand auf der Straße. Ebenso eilig, als sie gekommen, trat sie jetzt den Rückweg an, vorbei an der schmutzigen
Schenke, wo man noch immer sang und zechte, wo noch immer ein wilder Chorus heiserer Stimmen unanständige
230 Lieder brüllte, sie sah und hörte kaum, was um sie vorging, ihr Herz war unbeschreiblich schwer, und bange Furcht
nahm ihr den Atem und drohte sie fast zu ersticken. O Gott, wohin war sie gekommen! Da, wo das kleine enge
Gäßchen wieder auf den freien Platz auslief, standen etliche Droschken mit müden Pferden und schläfrigen Kutschern;
sie rief einen derselben an, flüsterte ihm einige Worte ins Ohr und verschwand rasch im Innern des Wagens, der sich
allsogleich in Bewegung setzte und sie in frischem Trabe nach einem der hellerleuchteten Stadtteile brachte, den nur
235 Vornehme und Reiche bewohnen. Sobald sich Gräfin Helene unbeachtet wußte, schlug sie ihren Schleier zurück. Ihre
Züge trugen die Spuren unverkennbarer Angst, das jugendliche Antlitz war totenbleich und dicke Schweißtropfen
perlten auf der Stirne.

Wer die schöne blühende Frau noch vor wenigen Stunden am Arme ihres Gatten gesehen und sie in diesem
Augenblicke wieder sah, hätte sich nur schwer zu dem Glauben verstanden, daß er eine und dieselbe Persönlichkeit
240 vor sich habe. »Ich Unselige, ich Gottverlassene!« sprach sie wiederholt zu sich selbst, »was hab' ich getan! Wozu ließ
ich mich verleiten! Ach, und warum habe ich Theo nicht sogleich all' mein Unrecht eingestanden und seine
Vergebung erfleht? Es war ja nur Leichtsin, Uebermut und falsche Eitelkeit, es war nicht wirkliches Unrecht, was ich
tat, und Theobald hätte verziehen! Er ist ja so gut! Sein edles Herz hätte Mitleid mit mir und meinem Kummer gehabt
– aber ich schämte mich so sehr – was mußte er von seiner Gattin halten? durfte ich ihm solche Schande bereiten?
245 durfte ich seinen reinen Namen beflecken? Nein, um Gotteswillen nein! Keine Seele sollte etwas wissen von dem, was
ich unternahm, Theo am allerletzten – und, wie so bitter bin ich jetzt bestraft! – Sie weinte still vor sich hin und
versank in tiefes, trübes Nachdenken; dabei war es ihr entgangen, daß draußen neben ihrem Kutscher ein höckeriger
Mann saß, der ihr schon vom Hause des Maestro an in einiger Entfernung gefolgt war. Als sie die Straße bezeichnete,
wohin sie gebracht zu werden wünschte, hatte der Zwerg sich ganz nahe herzu geschlichen, ohne sich jedoch ihrer
250 Beobachtung preiszugeben, und sich durch ein Geldstück vom Kutscher die Erlaubnis erkaufte, zu ihm auf den Bock zu
steigen und an seiner Seite Platz zu nehmen. Wie wäre die Gräfin erschrocken, wenn sie gewußt hätte, daß kein
anderer, als Lorenzo, der unheimliche Italiener, sie auf ihrer nächtlichen Fahrt begleitete!

eintrat, aus dem Auge zu verlieren. Die Dame hatte den Schlüssel bei sich, sperrte ganz geräuschlos auf und
260 verschwand im Innern des Gebäudes.

Jubelnd rieb sich Lorenzo die Hände. »So, so, nun sitzt mein goldenes Vögelein im Käfige, bravo, bravissimo! nun soll mir noch einmal einer sagen, daß der Lorenzo kein Glückspilz ist. Meine Rubinen, meine herrlichen Rubinen, die mich Tag und Nacht verfolgen, – hier sind sie, hier hab' ich sie wiedergefunden, und hier muß ich sie wieder holen, so bald als möglich! Dachte mir's doch gleich, daß ich es mit etwas Vornehmem zu tun habe! Potz Blitz! heute Nacht
265 wäre mir der Schreck bald in alle Knochen gefahren! Wie gut war's, daß der Herr Gemahl nichts erfahren durfte von dem Geheimnis, da wär' ich sauber angekommen! Wie konnte ich aber auch nur denken, daß sie noch einmal kommen und ihren Schmuck zurückverlangen würde! Das tut doch unter tausenden kaum eine zweite wieder, und darauf hatte ich auch gesündigt und die schönen Steine verarbeitet, Stück für Stück, und eine hübsche Summe Geldes trugen sie mir ein, das muß wahr sein! Da führt sie der Satan wieder zu mir! Sie ist wirklich ehrlich gewesen! Sie bringt mir das
270 Geld mitsamt den Zinsen – und ich – na, ich hab' nichts dagegen einzuwenden, aber ihr Schmuck ist fort, ist zerrissen, liegt in vereinzelt Trümmern in meinem Schranke, das übrige ist bares Geld geworden – was tun? was machen? – ein wahres Glück, per bacco, ein wahres Glück, daß die russische Fürstin das gleiche Geschmeide hatte, ein Zufall, der vielleicht kein andersmal wieder so günstig spielt. Lorenzo, Lorenzo, du bist ein Satansbraten, ein Galgenvogel bist du, knapp noch durch den Strick geschlüpft, der dich fast aufgeknüpft hätte! Das ist Glück. Ja, Mika hat mir's
275 prophezeit; die alte Base hat recht gehabt: »Durch einen kostbaren Schmuck gründest du dein Schicksal.« Ein kluges Frauchen das, meine schöne, verschleierte Kundin, weiß genau, daß sie einundzwanzig Rubinen haben soll, kennt auf's Haar, daß ein Steinchen fehlt. Gottlob hat mich mein kaltes Blut nicht im Stich gelassen – hab' ihr's tüchtig ausgeschwatzt, sie glaubt' es beinah' selber! Was ich aber blutenden Herzens fortgegeben, weil ich nicht anders konnte, weil ich mußte – das hol' ich mir wieder, bei Gott, ich hol' mir's wieder, lieber heute noch, als morgen. Mein
280 muß dieses Halsband sein, mein, um jeden Preis. Ich brauche es zum Leben, zu meinem Glücke! Schon glaube ich es verloren – nun find' ich's wieder – ist das kein Fingerzeig des Schicksals?«

Nach diesem sonderbaren Selbstgespräche nahte er sich kecken Schrittes dem Hotel und zog die Glocke. Nach wenigen Sekunden erschien ein schläfriges Gesicht am Fenster, und fragte nach dem Begehre des Außenstehenden.
»Bin ich hier recht bei dem Herrn Baron von Wandner?« näselte dieser, »komme im wichtigen Auftrage, leidet keinen
285 Aufschub.«

»Was sagt er da? Wandner?« brummte der Portier, »da ist er jedenfalls irre gegangen, dieses Hotel ist an den Grafen von Berghausen vermietet, einen Deutschen, der nur vorübergehend hier lebt.«

»Berghausen? So, Berghausen?« wiederholte der Italiener mit schlauer Verstellung, denn er wußte jetzt, was er brauchte, »bitte tausendmal um Verzeihung, daß ich gestört habe, weiß nun wahrhaftig nicht, wohin mich wenden, um
290 Herrn von Wandner zu finden. Nichts für ungut, Herr Portier!« Dieser hatte bereits ärgerlich sein Schiebfensterchen wieder zugeschlagen und die fratzenhafte Grimasse, die ihm Lorenzo schnitt, nicht bemerkt. »Ei, sieh' da, nun ist mir diese pünktliche Redlichkeit erklärlich,« sprach letzterer zu sich selbst, »die deutsche Frau hat mehr Gewissen, als eine lockere Französin, die sicherlich ihren Schmuck nicht wieder eingelöst hätte. Wie kam sie aber dazu, ihn zu versetzen? Ei, junge Frauchen brauchen Geld, vielleicht ist der Herr Gemahl ein Knicker und hält das süße Täubchen
295 knapp.«

Plötzlich schrak der Höckerige zusammen und drückte sich mäuschenstill gegen die vorspringende Mauer eines Gartens – eine militärische Patrouille zog soeben vorüber. Rasch zog er seinen Hut tiefer ins Gesicht, und wagte keinerlei Bewegung; er mochte kein sonderlich gutes Gewissen haben, der Maestro Goldschmied, denn sichtlich erleichtert atmete er auf, als die Truppe vorüber war, und beschleunigte nun seine Schritte, die ziemlich fern gelegene
300 Wohnung bald zu erreichen. »Ei, ei, Frau Gräfin!« schwatzte er fröhlich vor sich hin, »wie wär's dir gruselig zu Mute, wüßtest du, wessen Geschmeide du trägst. Gut, daß man nicht alles weiß! Grauen und Furcht bleibt dir dadurch erspart.«

Endlich stand er vor seiner Haustüre und steckte den Schlüssel an, aber noch ehe er umgedreht hatte, humpelte die alte Hausfrau, deren Schlaf sehr leise war, herbei, nachzusehen, wer von den Inwohnern denn zu solch' später Stunde noch
305 außen sein mochte, und erkannte zu ihrem Erstaunen den geschätzten Maestro Lorenzo. »Ihr, Maestro?« rief sie aus und schlug verwundert die Hände zusammen, »Ihr noch zu solcher Stunde auf der Straße? Der solideste Mietsherr von der Welt, der sich kaum von dem Rädlein losreißen kann und heute außer Haus?«

»Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer, beste Frau Ursulina,« beteuerte der Italiener freundlich, »ein ungewöhnlich wichtiges Geschäft trieb mich heute fort, und wohl mag's geschehen, daß ich ein zweites oder drittes
310 Mal meine einsame Stube werde verlassen müssen, dann aber wird der Vogel wiederum lange Wochen in dem Käfig bleiben. Gute Nacht! Gehabt Euch wohl!«

»Schlaft wohl, Maestro, schlaft recht wohl!« gab Ursulina zurück, hielt ihm das Licht an die Treppe, um die steilen Stufen und den Weg nach seiner Stube zu beleuchten, und riegelte sodann die Türe sorgsam zu. Nach wenigen

Minuten schon lag alles im Hause in tiefster nächtlicher Stille. Auch in der schmutzigen Schenke waren die Lichter
315 erloschen und die Gesänge verstummt. Die wüsten Zecher taumelten mit schweren Köpfen heim, ihr armseliges Lager
aufzusuchen.

Der Droschkenführer, welcher die Gräfin Berghausen gefahren hatte, nahm seinen Standplatz auf der bestimmten
Wartstelle der Mietswagen wieder ein, öffnete aber vorher den Schlag, schob die Kissen im Innern wieder pünktlich
zurecht und glättete den Fußteppich. Bei dieser Gelegenheit fand er ein hübsches Portemonnaie auf dem Boden des
320 Wagens liegen. Es war aus Schildpatt mit Silber eingelegt, und enthielt außer mehreren Gold- und Silbermünzen noch
etliche Visitenkarten, deren Schrift der schlichte Mensch nicht zu entziffern vermochte. »Wer nur das zierliche Dings
da verloren hat?« sprach er zu sich selbst, »gewiß das Frauenzimmer, das zuletzt mit mir fuhr. Sie gehörte offenbar
zur Dienerschaft des Grafen Berghausen, denn fast bis an sein Hotel bin ich gefahren. Wird man's wissen dürfen, daß
sie zu solch' später Stunde und allein das Haus verlassen hat? Sie hat mich weit über die Taxe bezahlt, dafür möcht'
325 ich ihr nicht gerne einen Possen spielen; am Ende ist auch das Portemonnaie nicht ihr Eigentum gewesen. Hm! für alle
Fälle trag' ich es mittags ins Polizeibureau und überlasse es den Herren dort, den Besitzer ausfindig zu machen.« Der
brave Kutscher schob den eleganten Gegenstand in seine Tasche und dachte vorläufig nicht weiter mehr daran.

330

4. Ein Abschiedsfest

Die junge Gräfin war unbemerkt wieder in ihr Schlafzimmer gelangt. Es war ein in jeder Hinsicht unangenehmer
Gang gewesen, den sie heute so ganz allein in der großen Stadt aus so heimlicher Ursache unternommen hatte, und
nun war noch dazu alles vergeblich gewesen, sie hatte nicht erreicht, was sie zuversichtlich gehofft, und war trostloser
335 zurückgekehrt als fortgegangen. Nachdem sie sich ausgekleidet hatte, sank sie weinend und erschöpft auf den
Betschemel vor ihrem Lager. »O mein Gott!« flehte sie unter strömenden Tränen, »hilf Du mir, das Unrecht wieder
gut zu machen, den falschen Stolz besiegen, der mir die Lippen schließt. Ach, was wird Theobald von mir denken,
daß ich ein so kostbares Geschenk seiner Liebe so leichtfertig hingegeben, daß ich es verloren habe, und noch mehr,
damit auch seine Achtung, sein Vertrauen!« Lange noch verharrte die arme Beterin in stummer Andacht, dann suchte
340 sie endlich ermattet ihr Ruhebett auf, aber ihre erhitzte Einbildungskraft quälte sie selbst im Schlafe. Mehrmals fuhr
sie im Traume von Lorenzo bedroht, laut schreiend in ihren Kissen auf, um alsbald desto erschöpfter wieder
zurückzusinken, und erwachte endlich in Schweiß gebadet, mit zerschlagenen Gliedern von diesem unerquicklichen
Schlummer. Das Zimmermädchen erschrak über das leidende Aussehen ihrer Gebieterin, und wagte die Frage, ob sie
sich denn auch kräftig genug fühle, die große Abendgesellschaft abzuhalten. Diese Sorge beschwichtigte jedoch
345 Gräfin Helene mit freundlichem Lächeln und schrieb ihr angegriffenes Aussehen der Ermüdung zu, sowie der
Aufregung über die nahe Abreise, und diese Entschuldigung schien glaubwürdig genug. Die in dem Zimmer der
Jungfer stehenden, bereits gepackten Kisten und Koffer ließen auch wirklich auf baldigste Reise schließen.

Abends wimmelte der große Empfangs-Salon von Gästen und Geladenen aller Art. Glänzende Toiletten von Sammet
und Seide, wertvolle Spitzen, Juwelen und Stickereien, goldgestickte Uniformen, dazwischen der schlichte Frack, dem
350 hie und da ein Ordensstern Auszeichnung und Bedeutung verlieh, stolze Herren und schöne Frauen, ehrwürdige
Matronen, Offiziere, – alles wogte in buntem Bilde durcheinander.

Mit unwiderstehlicher Anmut entsprach Helene der Pflicht der Hausfrau beim Empfange der Gäste, und voll stolzer
Liebe hingen Theobalds Blicke an jeder ihrer Bewegungen, die so schön und edel, und doch dabei so ganz natürlich
einfach waren. Eine durchsichtige Blässe verlieh ihrem Gesichte an diesem Abende noch ganz besonderen Reiz, und
355 keiner der anwesenden Festgäste ahnte, daß die Willenskraft des armen, jungen Wesens aufs äußerste angespannt war,
daß sie nur mit größter Gewalt sich bezwang und an sich hielt, um aufrecht zu bleiben und heiter und unbefangen zu
scheinen, während sie der Bangigkeit ihres Herzens zu erliegen drohte. Nur ihren Gatten vermochte sie nicht dauernd
zu täuschen. Wiederholt drängte er sich in ihre Nähe und fragte voll zärtlicher Liebe nach ihrem Befinden. Während
sie sich plaudernd und scherzend bei verschiedenen Gruppen aufhielt, folgten ihr seine Blicke voll Unruhe und
360 Besorgnis; sehlichst wünschte er das Ende der Gesellschaft herbei und mit ihm die nötige Ruhe für seine leidende
Gattin. – –

In einem Nebenzimmer saßen drei Herren am Spieltische; aber noch lagen die Karten unberührt in ihren Händen, ein
wichtiges Gespräch schien sie zu fesseln und sogar die gewohnte Leidenschaft des Spieles für einige Augenblicke
vergessen zu lassen.

365 »Ich kann und will es nun einmal nicht glauben, mein bester Baron,« sagte ein alter Herr in der Uniform eines hohen
Offiziers mit grauem Schnurrbarte und kurz geschorenen Haaren, der übrigens trotz seiner anscheinend rauen
Stimme große Herzengüte im Ausdrucke seines von einer Narbe durchzogenen Gesichtes bekundete, »ich kann es

nicht über mich gewinnen, so etwas von der Gräfin zu glauben. Sie scheint mir das Bild der Tugend und Unschuld, und wenn ich je daran zweifeln könnte, müßten mir vorher untrügliche Beweise vorgelegt werden.«

370 »Mein bester General,« nahm ein anderer der Herren das Wort, »ich muß Ihnen beistimmen, selbst auf die Gefahr hin, unsern lieben Baron Meu Lügen zu strafen; solche Reinheit der Züge, solche Unbefangenheit, wie die Gräfin sie nicht nur, wenn sie sich beobachtet glaubt, sondern allzeit und überall an den Tag legt, kann keine Maske sein.«

»Allerdings, mein Herr, ich gebe dies ja zu,« nahm der Freiherr von Meu das Wort, »und ich wäre selbst der letzte gewesen, an Gräfin Berghausen zu zweifeln, aber« – er unterbrach sich und schaute plötzlich um, weil er ein leises
375 Geräusch hinter der samtnen Portiere, die nach dem großen Salon führte, zu vernehmen glaubte. Als aber alles nach wie vor still und unbeweglich blieb, fuhr er fort: »Aber der Bruder meines Kammerdieners arbeitet als Schreiber im Polizei-Gebäude und erzählte heute mittag eine ganz merkwürdige kleine Geschichte, die mir Franz, während er mir vor einer Stunde bei der Toilette für diesen Abend behilflich war, wiederholte. Die Brüder begegneten ganz zufällig einander, ein Wort gab das andere, und ist gewiß hinter jener Mitteilung keinerlei Absicht zu suchen. »Dem
380 Polizeidirektor,« erzählte der Schreiber, »wurde heute vormittag ein Portemonnaie überbracht, das ziemlich wertvoll schien und auch eine größere Summe Geldes enthielt. Unser Herr Chef nahm es eigenhändig in Empfang, und belobte den redlichen Überbringer mit einigen gütigen Worten. Das Nebenzimmer, die eigentliche Kanzlei, war leer, es hatte bereits die Bureaustunde geschlagen und meine sämtlichen Kollegen waren schon fortgegangen, nur ich suchte noch eifrig nach einer Quittung, die sich zwischen den Papieren versteckt haben mußte, und hielt mich deshalb über die
385 Gebühr lange im Geschäftszimmer auf. Da ich ganz allein dort war, und die Türe, die zu dem Empfangssalon des Herrn Polizeichefs führt, nur angelehnt stand, entging mir kein Wort der dort geführten Unterhaltung. »Brav, mein Lieber,« sagte der Herr Polizeidirektor, »ich werde nicht ermangeln, Ihm seinerzeit die festgesetzte Belohnung zustellen zu lassen.« – »Hat's nicht nötig, Euer Gnaden, ich bin schon mehr als bezahlt für diese kleine Schuldigkeit.« – »Hat er das Portemonnaie auf der Straße gefunden?« – »Nein, Euer Gnaden, in meiner Droschke lag's, ich hob es
390 vom Teppiche auf, und gut war's, daß ich nachsah, wie leicht hätte das feine Ding können zertreten werden!« – Jetzt erst besichtigte der Beamte den Fund eingehender, wog ihn zwischen den Fingern hin und her, prüfte den Inhalt, und nahm schließlich eine der Visitenkarten hervor, um deren Aufschrift zu lesen. Kaum aber hatte er dies getan (ich konnte ihn von meinem Pulte aus ganz gut beobachten), als er sich auffällig verfärbte, mehrmals räusperte, und erst nach einiger Zeit, als müsse er sich sammeln, ehe er wieder zu sprechen vermochte, den Kutscher fragte: »Ist er auch
395 seiner Sache gewiß, daß nämlich der letzte Fahrgast dies Ding hier verloren, oder im Wagen hatte liegen lassen?« – »Ich meine schon, Euer Gnaden, wenigstens richte ich nach jeder Fahrt das Innere meiner Droschke wieder in Ordnung, und tat es auch heute Nacht.« – »Heute Nacht?« »Jawohl, Euer Gnaden, es war zwischen 12 und 2 Uhr, ich weiß es selbst nicht ganz genau.« – »Und er fuhr eine Dame? Ganz allein, zu solcher Stunde? Besinne er sich doch, ob er nicht irrt.« – »Nein, sicher nicht,« gab der ehrliche Lohnkutscher entgegen, »es war nach Mitternacht, die Dame
400 war verschleiert, und ich konnte ihr Gesicht nicht sehen, aber sie sprach heftig, bezahlte mich fürstlich, und – hinterließ, gewiß nicht mit Willen und Absicht, ihre Geldbörse in meinem Wagen.« – »Sah er keine Begleitung bei ihr? Woher kam sie? Wohin ging sie, oder vielmehr fuhr sie?« – »Ach gnädiger Herr! das war alles recht sonderbar! Sie kam aus einem der kleinen, schmutzigen Gäßchen, die nach dem St... Platze hin zusammenlaufen, und wo eigentlich nur arme oder verdächtige Leute wohnen. War ich aber schon erstaunt, eine Dame, denn eine solche war sie
405 gewiß, zu dieser Stunde von diesem Stadtviertel herkommen zu sehen, so wuchs mein Befremden, als sie mich auf St. Germain zu fahren hieß, und unweit der stattlichen Häuserreihe ausstieg. Sie wollte offenbar nicht gehört noch gesehen sein, und machte die letzte kleine Strecke zu Fuße, aber ich irre nicht, ich sah es ganz deutlich, daß sie im großen Tore des Hotels des Grafen Berghausen verschwand. Ich kenne das Hotel und den Portier genau. Zum Kuckuck auch, denk ich mir, was soll denn das bedeuten? Die Ehe der jungen deutschen Herrschaft gilt als ganz
410 besonders glücklich – wär's möglich, daß die schöne Frau, mit dem Gesichtchen wie ein Engel, auch schon Heimlichkeiten haben sollte? Vielleicht war's sie selber nicht, sondern ihre Kammerfrau – überhaupt, denk' ich, was geht's dich an, alter Bursche, du bist gut bezahlt worden, bekamst ein Trinkgeld obendrein, und sollst dafür Unfrieden stiften? Nein, ich wollt' es nicht, und deshalb bringe ich Ihnen meinen Fund, Euer Gnaden. Sie verstehen derlei Dinge besser, als unsereiner.«

415 Damit schloß der Fiaker seinen Bericht, wurde noch seines Verhaltens wegen gelobt und dann entlassen. Der Chef aber, die Visitkarte in der Hand, schritt unruhig in seinem Zimmer hin und wieder. Ich hatte schon zuviel gehört um mich bemerkbar machen zu können und verhielt mich am Ausgange nach dem Korridor lautlos stille. Die Geschichte fing an, mich zu belustigen. – »Berghausen ist mein Freund,« sprach der Polizeidirektor, »nicht um die ganze Welt möchte ich ihm einen Argwohn in die Seele tragen, wenn ich nicht Beweise für meine Aussage habe. – Beweise? –
420 Bedarf es deren noch mehr?« »Helene, Gräfin von Berghausen, geborne Gräfin Treufels«, hier, hier steht es klar und deutlich – das Portemonnaie ist ihr Eigentum – die Karten sind die ihrigen – unfäßlich – undenkbar! Wär's möglich, daß auch solche Züge täuschen? Wo kann sie gewesen sein? Ich will nicht ausdrücken, was mich quält – aber im Geheimen will ich der Sache nachspüren und vorerst nichts verraten. – Eigentlich hätte ich das auch tun sollen, als treuer Polizeibeamter,« hatte der Bruder meines Franz gesagt, »was aber geht mich die Gräfin Berghausen an – und so
425 meine Herren, ist meine Geschichte.«

»Die Erlöge ist vom Beginn bis zum Ende,« eiferte der alte General, »wer möchte sich von einem Kammerdiener und einem Schreiber der geheimen Polizei solche Bären aufbinden lassen?«

»Herr General, ich muß bitten,« fuhr Baron Meu auf, »ich erfinde nicht, ich erzähle Tatsachen.«

»Lassen wir das, meine Herren,« beschwichtigte der Dritte der Spielgesellschaft, »sei dem, wie ihm wolle, und mögen alle Beweisgründe gegen die arme Dame sein, wir wollen keinem leeren Verdacht Gehör schenken; aber weh, innig weh täte mir's um Berghausens willen, der so zärtlich an seiner schönen Frau zu hängen scheint, wenn dieser Verdacht –«. Ein Seufzer, der sich in der Nähe vernehmen ließ, machte die weiteren Worte auf seinen Lippen ersterben. Erschrocken sahen sich die Sprechenden an; sollte jemand gelauscht haben, sollte am Ende gar Graf Theobald selbst – ? nein, das war doch fast undenkbar! Aber alle Lust zu weiterer Behandlung dieses Themas war ihnen vergangen, und Graf Meu schlug vor, endlich mit dem Spiele zu beginnen, ohne erst den vierten Partner zu erwarten.

Von der schweren Portiere weg, nach einem durch Blattpflanzen geborgenen Verstecke im Saale wankte aber, bleich, allen Gliedern bebend, Graf Theo. Er hatte jene entsetzliche Mitteilung vernommen, und mit der ganzen Kraft seiner Liebe sie von sich gewiesen, aber ein Stachel saß ihm doch im Herzen. Das sonderbare Benehmen Helenens in der letzten Zeit drängte sich mit quälender Überzeugung zwischen ihn und seine Zweifel, und er wollte sie nicht länger mit sich herumtragen, er wollte, er mußte sich Gewißheit schaffen!

Inzwischen war am entgegengesetzten Ende des Tanzsaales eine kleine Gruppe in lebendigstem Wortwechsel begriffen. Ein noch sehr jugendlich aussehender Aristokrat führte eben das große Wort. »Haben die Herrschaften schon von dem Juwelendiebstahle gehört, der kürzlich erst entdeckt wurde und unsere ganze geheime Polizei alarmierte?«

»Meinen Sie die Geschichte von der russischen Fürstin?« erwiderte eine weibliche Stimme, indes eine andere zu fragen fortfuhr: »Das gestohlene Rubinenhalsband, meine Beste, oder nicht?«

»Dasselbe, gnädiges Fräulein, o, es ist ganz entsetzlich!«

»Bitte, erzählen Sie uns, was Sie wissen,« bat eine alte Dame, die sich auf einem Sopha niedergelassen und bisher ziemlich gelangweilt in einem Buche geblättert hatte. Dicht neben ihr stand die Hausfrau, und fächelte sich mit einem aus Elfenbein geschnitzten und mit reizender Malerei versehenen Fächer Kühlung zu.

»Diebstähle sind ja eigentlich hier an der Tagesordnung,« begann der junge Herr zu berichten, »und bieten an sich jedenfalls nur ganz geringes Interesse, mit jenem Verbrechen aber, von dem ich erzählen will, sind so eigentümlich romantische Umstände verknüpft, daß sie wohl erwähnt werden dürften. Die Herrschaften hier kennen doch gewiß alle den alten russischen Fürsten, der seit einigen Jahren in Paris wohnt, und bisher überall in Begleitung seines einzigen Kindes, eines lieblichen, wunderbar schönen Mädchens, erschien? Diese liebevolle Dame ist nun kürzlich gestorben und jeder, der sie nur einmal an des Vaters Seite gesehen, kann dessen Schmerz bei einem solchen Verluste begreifen. Auch die übrigen Glieder der Familie, die größtenteils hier leben, nahmen aufrichtig teil an dem Jammer des Fürsten. Man legte die Leiche der jugendlichen Fürstin in eine herrliche Gruft, und zwar mit aller Prachtentfaltung, wie es ihrem hohen Stande und mehr noch den Familiengebräuchen entsprechend war. Sogar ihren Lieblingsschmuck, ein Halsband aus Rubinen, hatte man ihr mitgegeben.

Das gab natürlich vielfach Anlaß zu Bemerkungen und Schwätzereien, machte seltenes Aufsehen, und hat vielleicht auch die Habsucht schlechter Menschen rege gemacht. Genug, die junge Fürstin lag unter zahllosen lebenden Blumen, im schweren Atlaskleide mit dem Rubinengeschmeide angetan, in der Gruft aufgebahrt. Tausende von Menschen strömten herzu, sie zu sehen, aber schon zwei Tage später war die Gruft erbrochen, der Sarg gewaltsam aufgesprengt und die Leiche ihres kostbaren Schmuckes beraubt, dieser selbst aber spurlos verschwunden. Die Familie machte Anzeige und gab ganz genau die Beschreibung des wertvollen Kleinodes, es wird nun –«

Er konnte nicht vollenden: Gräfin Helene, die seiner Erzählung mit steigender Angst gefolgt war, griff plötzlich nach ihrem Herzen, und sank dann lautlos, in tiefer Ohnmacht zu Boden. Man sprang in größter Bestürzung zu ihrer Hilfe herbei, ihr Gatte trug sie auf seinen Armen in ein Nebenzimmer und bald erholte sie sich wieder soweit, daß sie nach einer Viertelstunde wieder im Stande war, zu ihren Gästen zurückzukehren, deren größter Teil von jener kleinen Unterbrechung gar nichts wahrgenommen hatte. In liebenswürdigster Form tat sie Abbitte wegen der so unlieb verursachten Störung, sie hätte sich schon vorher etwas unwohl gefühlt, sei aber von der Erzählung merkwürdigerweise ergriffen und von heftigem Schwindel erfaßt worden. Nun aber sei wieder »alles gut«.

Im Laufe der Unterhaltung wurde der kleine Zwischenfall bald vergessen, man plauderte von dem Diebstahle in der fürstlichen Familie, und erging sich in allerlei Vermutungen über den Verbrecher. Jene alte Dame auf dem Sofa aber flüsterte einer Nachbarin in's Ohr: »Unsere kleine Gräfin ist heute ungewöhnlich empfindsam, finden Sie es nicht auch? Ich fürchte sie wird übermorgen nicht nach Deutschland abreisen können, denn ich halte sie für kränker, als sie selber glaubt; sie sah schon vor ihrer Ohnmacht ganz entsetzlich übel aus.«

»Ich bin vollkommen Ihrer Ansicht meine Liebe,« antwortete die andere; »jene Erzählung muß einen großen Eindruck

480 auf sie gemacht haben, denn sie hatte, als sie wieder zu uns zurückkehrte, ihr Halsband entfernt, und ich hörte, wie sie meinem Bruder, der sie deshalb scherzend anredete, entgegnete: »Nach dem, was ich soeben vernommen, ist mir's ganz unmöglich, heute noch Rubinen zu tragen.« Erst später legte ihr Mann mit einigen heiteren Worten ihr die Steine um den Hals, und sie ließ es geschehen, doch nicht sehr gerne, wie ich zu bemerken meinte.«

Es war zwei Uhr vorüber, als der letzte Wagen aus der Einfahrt des Hotels rollte und die Lichter in den glänzend
485 erleuchteten Räumen allmählich erloschen, um einer vollständigen Finsternis Platz zu machen.

Graf Theobald hatte bei der Ohnmacht seiner Gemahlin ungleich schwerer gelitten, als sich oberflächlich annehmen ließ; schien sie ihm doch ein nur allzuklarer Beweis für die Schuld Helenens. Seit jenem belauschten Gespräche der Spieler war es ihm, als habe seine Liebe den Todesstoß erhalten, und mit fieberhafter Angst zählte er die Minuten, bis er mit der Gräfin allein und imstande sein würde, sie auszufragen. Als sie aber vorhin plötzlich in schwerer Ohnmacht
490 hingesunken so dalag, gleich einer gebrochenen Rose, hilflos wie ein Kind, als er sie voll Todesangst an sein Herz nahm und ihre kalten bleichen Wangen mit heißen Küssen bedeckte, als er mit den zärtlichsten Worten sie wieder zurückzurufen versuchte in's Leben – da war aller Groll aus seiner Seele geschwunden, da fand kein Argwohn Raum in ihm. Wie glücklich war er, als sie endlich die Augen wieder aufschlug, als sie voll zärtlicher Hingebung zu ihm aufsaß und schwach zu lächeln versuchte. Da hätte er sich selbst anklagen mögen und verurteilen, daß er an einem
495 solchen Engel zweifeln konnte. Auch jetzt, als Helene ihm herzlich gute Nacht bot, mochte er von dieser Überzeugung durchdrungen sein, denn er fand nicht einmal den Mut, sie heute noch mit Fragen zu quälen. Sie sollte ruhen, sollte sich erst wieder kräftigen, dann würden sie zusammen alles besprechen, was wie ein düsterer Schatten auf ihnen lastete, dann würde alles, alles wieder gut werden. »Schlafe mein Lieb!« hatte er gesagt, nachdem er die Stirne seiner jungen Frau geküßt, und ihren Nachtgruß entgegengenommen hatte, »Du bedarfst der Ruhe, Dein Aussehen ist noch
500 leidend und erschöpft.«

»Ich fühle mich nur noch müde, lieber Theobald, morgen wird's besser sein.«

»Das gebe Gott! Die einfältige Rubinengeschichte hat Dich furchtbar erschüttert, mein Kind!«

Sie stand am Ausgange der Tür, kehrte jedoch bei diesen Worten wieder um, schlang in leidenschaftlicher Erregung beide Arme um den Hals ihres Gatten und hauchte voll innigen Flehens, aber nur ihm verständlich: »Theo! nur heute
505 noch, nur noch ganz kurze Zeit glaube an mich!«

Im nächsten Augenblick hatte sie sich aus seiner Umarmung gerissen, war aus dem Zimmer gestürzt und nach ihrem Schlafgemach gewankt, wo sie erschöpft auf den nächststehenden Stuhl sank.

»Glaube an mich!« was hatten die Worte zu bedeuten? Voll trüber Erwägungen suchte Graf Berghausen gleichfalls die Ruhe auf.

510

5. Im Todesschatten

Ein kühler stürmischer Tag war angebrochen und bannte jeden, den nicht notwenige Geschäfte auf die Straße riefen, in die trauliche Nähe des Kamins. Da lief eine große Neuigkeit durch den Stadtteil und seine nächste Umgebung, und setzte alle, die sie vernahmen, in lebhafteste Teilnahme und Verwunderung. Schrecken und Mitleid lag auf allen Gesichtern bei der Kunde, daß die schöne, liebenswürdige, kaum zwanzig Jahre alte Gräfin Helene Berghausen eine Leiche sei. Gestern noch war ein glänzendes Abschiedsfest gefeiert worden, alle Vorbereitungen zur Heimreise nach Deutschland waren getroffen, und nun hatte die arme, junge Frau eine ganz andere Reise angetreten – in das dunkle
520 Schattenreich, von wannen es kein Wiederkommen gibt.

Ihr Gatte war über aller Beschreibung erschüttert. Obschon Helene in letzter Zeit in auffälliger Weise erregt und unruhig schien, hatte doch niemand an eine ernste Gefahr gedacht. Sie war nach zwei Uhr morgens auf ihr Zimmer gegangen, hatte ihre Jungfer, wie immer, gütig dankend, entlasten und von diesem Augenblicke an kein weiteres Lebenszeichen gegeben. Um acht Uhr war das Frühstück im Studierzimmer des Grafen befohlen, bei dem Helene zu
525 erscheinen beabsichtigte, als aber mehr als eine halbe Stunde Zeit verstrich und sie immer noch nicht erschienen war, wagte das Mädchen nachzusehen, ob sie noch schlief.

Bleich und an allen Gliedern zitternd, kam es zurück, und machte ihrem Gebieter die entsetzliche Meldung, die gnädige Frau läge kalt und ohne jede Spur von Leben auf dem Bodenteppich hingestreckt. Sofort war das ganze Haus in größter Aufregung, die ärztliche Untersuchung stellte einen Herzschlag fest, jeder Wiederbelebungsversuch war
530 umsonst. Die Hand der Verstorbenen hielt das Rubinen-Geschmeide krampfhaft fest zwischen den Fingern, und ihr Angesicht trug den Ausdruck eines furchtbaren Schreckens. Man zerbrach sich die Köpfe in tausenderlei Zweifeln, man riet und frug nach der Ursache dieses plötzlichen Todes – genug, weder Klagen noch Tränen vermochten das

blühende Leben der Erde noch einmal zurückzugeben, und bereits Mittags lag Helene Berghausen zwischen duftenden Flieder- und Orangenblüten, zwischen Rosenbäumen und Fächerpalmen zur letzten Ruhe aufgebahrt.

535 Eine teilnehmende, neugierige Menge wogte auf der Treppe hin und her, denn alle, namentlich aber die Armen, deren große Wohltäterin sie gewesen, begehrten noch einmal das teure Angesicht zu schauen. Andern Tags sollte sie fortgebracht werden in die Familiengruft am Rhein; so wollte es der Graf.

Es war späte Nacht. Der trostlose Gatte, der infolge dieses schweren Verlustes um zehn Jahre gealtert schien, hatte den Bitten der Freunde nachgegeben und sich für kurze Zeit aufs Bett geworfen, um, wenn auch keinen Schlaf, doch
540 einige Ruhe zu finden. Es kam aber lange kein Schlaf in seine müden Augen, die so trocken in ihren Höhlen brannten; sie hatten heute keine Tränen mehr zu weinen, und so lag er wachend, den wehmütigsten Gedanken sich überlassend.

Sein Zimmer lag unmittelbar über dem seiner Gattin, und hätte er Diele und Decke durchschauen können, er müßte mit gerechter Entrüstung bemerkt haben, wie in diesem Augenblicke keine Spur von Trauer dortselbst zu sehen war. Neben dem Paradebett saß die Leichenwärterin, eine ältliche Frau mit steinernem Gesichte, dem wohl die Zeit und die
545 Gewohnheit jene kalte Ruhe verliehen hatten. Die deutsche Jungfer der Gräfin lag infolge des Schreckens und Schmerzes um die geliebte Gebieterin krank zu Bette, dafür vertrat eine junge lebhaft Französin, ein allerliebstes Stumpfnäschen, ihre Stelle, um die einsame Nachtwache mit der Alten zu teilen. Sie trippelte übrigens geschäftig hin und her und machte sich im Nebenzimmer zu tun, kam aber alsbald lachenden Mundes wieder heraus: »Unsere Tafel ist gedeckt, Frau Corina,« sprach sie, »Konrad hat wirklich einen guten Einfall gehabt, uns mit einem warmen
550 Gläschen Punsch die Zeit zu vertreiben und dabei den Magen zu wärmen. Es ist eine häßliche Nacht heute, und man möchte meinen, der jüngste Tag wolle anbrechen. Hören Sie nur, wie der Sturm durch die Wipfel der Allee-Bäume braust und ihnen die letzten noch vorhandenen Blätter entreißt! Dazu der strömende Regen! Man sollte keinen Hund vor die Türe jagen.«

Der Kammerdiener, ein verschmitzt aussehender Südländer, war inzwischen zu den beiden plaudernden Frauen
555 herangetreten. »Hier, mein Fräulein,« sagte er, und überreichte dem jungen Mädchen zwei verkorkte Weinflaschen, »wollen Sie die Güte haben, das Gebräu zu besorgen? Sie sehen, ich habe nichts vergessen!« An seinem Arme hing ein Korb mit süßem Backwerk, Orangen, Citronen, Zucker und anderem gefüllt; Lisetta nahm ihm die Sachen dienstfertig ab und trug sie nach dem Nebenzimmer.

Die alte Frau untersuchte indessen die Wachslichter, deren etwa zwölf auf großen silbernen Kandelabern brannten,
560 und richtete einiges an den Blumenstöcken zurecht, um allenfallsige Feuersgefahr zu verhüten. Wenn man in das Leichenzimmer eintrat, wurde man von dem rauchenden Dunste der Kerzen und dem eigenartigen starken Blumendufte fast betäubt. Die Tote lag, mit wahrhaft fürstlicher Verschwendung geschmückt, in dem an ihren kleinen Empfangssalon angrenzenden Schlafzimmer, das buchstäblich in ein Blütengärtlein verwandelt worden war. Die eine Seitentüre führte nach dem bereits erwähnten Nebenzimmer, die andere Türe auf den Korridor. Der kleine Salon der
565 Gräfin hatte zwei Flügeltüren mit Glasfenstern, die sich auf einen Balkon öffneten, mit der Aussicht auf die Straße.

»Ein wahres Satanswetter!« brummte Konrad, »der Sturm heult ja ganz entsetzlich draußen; muß schon nochmal nachsehen, ob die Fenster wohl geschlossen sind.« Mit diesen Worten schritt er gegen die Salontüre und machte sich dort eine Weile zu schaffen.

»Mitternacht!« sagte die Wärterin gähmend.

570 »Meine Vorbereitungen sind fertig,« ließ sich jetzt vom Nebenzimmer her Lisettas Stimme vernehmen; zugleich drang ein angenehmer Geruch von heißem Arrak aus dem Gemache. Konrad bot mit artiger Verbeugung der alten Frau seinen Arm. »Ist's gefällig, Madame Corina?« sprach er lächelnd.

»Tu' ich aber auch recht, Herr Konrad, meinen Posten zu verlassen?« fragte diese mit einem Anfluge von Gewissenhaftigkeit, »ich sollte hier bleiben und keine geistigen Getränke zu mir nehmen.«

575 »Ach was!« beschwichtigte der Kammerdiener; »wir bleiben ja hier ganz in der Nähe, haben keine Besuche zu erwarten und dürfen uns wohl ein gutes Schlückchen erlauben. Kommen Sie nur, Madame,« setzte er, gegen das Bett der Gräfin gewendet, lachend hinzu, »sehen Sie, wie süß und friedlich Ihre Gnaden schlafen.«

Damit zog er die sich noch immer Sträubende über die Schwelle des kleinen Nebenzimmers. Bald mischte sich seine Stimme mit dem schallenden Gelächter Lisettas und dem schwatzhaften Geplauder Corinas und alle drei vergaßen,
580 vom köstlichen Frohsinn hingerissen, jeder weiteren Pflicht.

Etliche Minuten später – die Uhr zeigte die erste Viertelstunde nach Mitternacht – grenzte sich ein schwarzer Schatten auf der hellen Wandtapete des ersten Zimmers ab. Dazu drang plötzlich ein schneidend frischer Luftzug herein und setzte die Gardinen und die Blätter der Gewächse in zitternde Bewegung. Geräuschlos wurden die beiden Fensterflügel, die auf den Balkon führten, aufgestoßen, und eine kleine, verwachsene Gestalt erschien jetzt auf der
585 Brüstung.

»Conrado hat Wort gehalten,« flüsterte der Unbekannte, »die Riegel gaben keinen Widerstand, der Schwung hier herauf gelang vortrefflich, und die schwarze Nacht kam mir hierbei herrlich zu statten. Das Zimmer ist leer, nebenan sitzen sie lustig schwatzend beim Glase – und Du dort im Hintergrunde tust mir kein Leid mehr an! Schade um das junge Leben! Vergib mir jetzt, ich will nur Deine Rubinen, Dir nützen sie ja doch nichts mehr, und mich – ah! per
590 bacco! mich machen sie reich; ich muß sie haben – weil sie die tote Russin trug – ah, hier ist der Tisch mit dem Kästchen – der Schlüssel steckt – Glück auf, Lorenzo! – das Geschmeide ist hier.«

Aber noch ehe er vollenden konnte, entrang sich ein heiserer Schrei seiner Kehle, das Rubinen-Geschmeide fiel klirrend zu Boden, mit letzter Kraft suchte der Dieb das Fenster zu erreichen und vom Balkon auf die Straße hinabzuspringen. Ein dumpfer Fall gab Kunde, daß er fehlgetreten – unter den Bäumen der Allee lag mit gebrochenem
595 Genicke die verkrümmte Gestalt des Italieners. –

Aus dem Nebenzimmer stürzten erschrocken, mit rotglühenden, erhitzten Köpfen die drei pflichtvergessenen Bedienten, vor ihnen aber stand hochaufgerichtet, bleich und zitternd im seidenen Sterbkleide, die weiße Camelienskronen auf dem glänzend schwarzen Haare, wie eine Erscheinung aus der anderen Welt – die totgeglaubte Gräfin Helene!

600

6. Aufklärungen

Einige Tage waren seit diesem merkwürdigen Ereignisse hingegangen. Graf Theobald wich kaum eine Stunde lang
605 von dem Lager seiner geliebten Gattin, die ihm Gott auf so wunderbare Weise wiedergeschickt hatte. Ihr zartbesaiteter Organismus hatte selbstverständlich schwer an den Folgen jener erschütternden Ereignisse gelitten und verlangte absolute Ruhe und Schonung. Man hatte es ängstlich vermieden, nur im Entferntesten auf jene Schreckensnacht anzuspielen, sie selbst aber hatte, nachdem sie sich einigermaßen wieder gesammelt, gebeten, man möge ihr einen der Familie wohlbekannten Priester schicken, dem sie Wichtiges anzuvertrauen habe. Bereitwilligst
610 war diesem Wunsche stattgegeben worden, und als der ehrwürdige Ordensmann sie nach einer ziemlich langen Unterredung verließ, verabschiedete er sich von dem Grafen mit folgenden Worten: »Gnädiger Herr, Gott hat Ihnen in Ihrer Gemahlin einen überaus köstlichen Schatz geschenkt; Sie haben einen Engel zum Weibe, der nicht meiner Verzeihung, sondern lediglich meines bescheidenen Rates und meiner Vermittlung benötigte. Beinahe wäre der Frau Gräfin Reueschmerz tödlich für sie geworden, so lebhaft empfindet ihre reine Seele, und die Furcht, Ihr Vertrauen,
615 oder am Ende gar Ihre Liebe zu verlieren, verwirrte sie vollends. Das Übrige wird sie Ihnen selbst sagen, ich kann nur bitten: Seien Sie gütig und schonend wie immer!« Damit entfernte er sich.

Dem Grafen aber war es, als ob die Last, die seit letzter Zeit sein Herz bedrückt hatte, mit dieser Rede plötzlich von ihm genommen wäre und Helene in ihrer ganzen engelhaften Schönheit wieder neu verklärt vor ihm stände. Worin übrigens die Schuld bestand, die sie so schwer gesühnt, sollte vorerst noch nicht erörtert werden, er wies selbst jede
620 Eröffnung ernsthaft zurück, um die geliebte Patientin nicht zu schädigen.

Endlich schien sie soweit genesen, daß die Untersuchung, die sogleich nach der Schreckensnacht eingeleitet, durch die schwere Krankheit der Gräfin aber unterbrochen war, wieder aufgenommen werden konnte. Jetzt erst sollte Helene als Hauptzeugin des Dramas persönlich ihre Mitteilungen machen, und vor dem Chef der Polizei den peinlichen Sachverhalt aufdecken helfen.

Der Polizeidirektor hatte am bestimmten Tage seinen Besuch im Hotel angemeldet und sich von seite der gräflichen Herrschaften des freundschaftlichsten Empfanges zu erfreuen gehabt. Nach kurzer Einleitung begann er seine Mitteilung: Es war sofort nach Auffindung der Leiche deren Identität mit dem Italiener Lorenzo festgestellt und genaue Nachfragen nach dessen Vorleben gepflogen worden. Ein geborener Florentiner, war Lorenzo schon von erster
630 Kindheit an äußerst begabt, aber dabei verschmitzt und zu Lüge und Betrug geneigt gewesen. Goldschmied von Profession, hatte er sich namentlich im Fassen von Edelsteinen eine ganz besondere Geschicklichkeit angeeignet und es hierin selbst bis zu einer gewissen Berühmtheit gebracht. Von Natur geizig und habsüchtig, war er imstande zu hungern und sogar das Nötigste zu entbehren, wenn er nur hierdurch klingenden Lohn erwerben oder seine Schätze vermehren konnte. Man fand auch eine bedeutende Summe Geldes in seinem Rücklasse, dessen ehrlichen Erwerb man jedoch vielfach in Frage stellte. Einer seiner Jugendfreunde, der sich aber später aus verschiedenen Gründen von ihm
635 lossagte, gab noch als besondere Eigentümlichkeit seines Charakters an, daß er, in hohem Grade zum Aberglauben geneigt, sich gerne mit Wahrsagerei, Kartenschlagen, Schicksalsprophezeiungen und dergleichen Dingen abgegeben habe. Seinen Kameraden hätte er öfters versichert, es erwarte ihn, nach den Linien seiner Hand zu urteilen, noch ein ungeheueres Glück, und dürfe und wolle er, um es wirklich zu erreichen, vor nichts zurückschrecken. Als das sicherste und zuverlässigste Mittel, zu dem goldenen Ziele zu gelangen, galt nach dem Ratschlage alter Weiber der

640 Besitz eines Schmuckgegenstandes, den bereits eine Leiche an sich getragen hatte, und Lorenzo hoffte, sein Geschäft
als Goldarbeiter würde ihm einmal die günstige Gelegenheit bieten, sich einen derartigen Talisman zu verschaffen,
doch wollte sich lange ein solcher nicht finden. Darüber beklagte er sich früher, wenn er sich gerade in erregter
Stimmung befand, hie und da gegen seine Vertrauten. Plötzlich aber hatte er Florenz verlassen, angeblich, um sich
645 anderweitig Brot zu suchen, und kurz nach seiner Entfernung sprach man von der beabsichtigten Beraubung einer
vornehmen Leiche in genannter Stadt. Die Räuber sollen jedoch versprengt, und daher das Verbrechen nicht
ausgeführt worden sein. Ein Jahr später berichtete man aus Riva einen ähnlichen Vorfall, der jedoch abermals
mißlungen war. Zwei Tage vorher hatte Lorenzo, der als Geselle bei einem dortigen Juwelier gearbeitet hatte, den Ort
verlassen. Dieser Zeuge wollte nun keineswegs durch seine Mitteilungen eine Anklage gegen den einstigen Freund
schleudern, glaubte aber dennoch jede Vermutung und jede irgend förderliche Tatsache zur Anzeige bringen zu sollen,
650 und dies um so mehr, als der neueste Vorgang wirklich ganz auffällig mit den früheren Neigungen und Versuchen
Lorenzo's übereinstimmte. Noch heute ist bei einem großen Teile des spanischen und italienischen Landvolks der
Glaube verbreitet, ein Schmuckgegenstand, der vorher von einer Leiche getragen wurde, bringe unfehlbar Glück und
Reichtum. »Ich glaube nun fast mit Bestimmtheit annehmen zu dürfen,« wandte sich der Vorstand der
Sicherheitsbehörde an den Grafen, »daß jener Leichenräuber von Florenz, dann der zu Riva und schließlich der
655 Störenfried der russischen Fürstengruft und der Italiener Lorenzo, der hier unter Ihrem Fenster tot aufgefunden wurde,
nachdem er offenbar auch in der Nähe Ihrer verehrten Frau Gemahlin einen frevelhaften Einbruch versucht hatte, eine
und dieselbe Persönlichkeit sei. Er sei überdies gerade in jener Nacht, da das Verbrechen an der jungen Fürstin
mutmaßlich begangen wurde, nicht zu Hause gewesen, und habe kurz nachher seiner Hausfrau die Worte
hingeworfen: »Nun plag' ich mich nicht lange mehr, Frau Ursulina, ich bin auf dem besten Wege zu einer glücklichen
660 Zukunft«, und auf die Gegenfrage der Frau, ob der Maestro am Ende gar das große Los gewonnen, habe derselbe hell
aufgelacht und erwidert: »Das eben nicht, oder, am Ende ja doch; es ist auch so eine Art großes Los!« Einige Tage
später sei eine fremde Dame bei ihm gewesen, und er hätte sich nach ihrem Weggehen wie ein Rasender geberdet, so
laut, so stürmisch und so außerordentlich aufgeregt, daß Ursulina wirklich für den Verstand ihres Mieters fürchtete,
leise an die Tür seines Zimmers schlich und das Auge an's Schlüsselloch legte, um ihn und sein ungewöhnliches
665 Wesen zu beobachten und ein etwaiges Unglück zu verhüten. Da sah sie denn, wie Lorenzo unaufhörlich im Zimmer
hin und wieder rannte, sich die Haare raufte und wilde, fremdlautende Verwünschungen ausstieß. Dann hörte sie ihn
schreien: »Ich Tor, o ich Tor! Gebe mein Glück aus den Händen! Hätte ich sie doch weggeschickt, la maledetta
signora!– aber die Polizei? – sie scheinen etwas zu ahnen – konnte ich anders handeln? – Dennoch hätte ich's nicht
hergeben sollen – nun ist alles aus – dahin mein Glück, dahin meine Zukunft – o ich Tor!« So weit das Zeugnis der
670 Hausfrau. Es bietet ein Glied zur langen Kette der Verhandlungen, und nicht einmal ein ganz unwichtiges. Was aber
Lorenzo mit jenem wüsten Schmerzgeheule meinte, wer die Dame gewesen, der er sein Glück und seine Zukunft
hingegen, das blieb vorläufig unergründet. Nun habe ich noch eine Bitte an Sie, gnädige Gräfin, daß Sie mir
nämlich Ihren Rubinenschmuck für ein paar Minuten zur Verfügung stellen möchten; der alte Fürst hat nämlich die
Güte gehabt, mir das seiner Tochter geraubte Geschmeide aufs Genaueste zu beschreiben, und ich möchte deshalb gar
675 zu gerne dasjenige, das Sie in Besitz haben, in Augenschein nehmen.«

Graf Theobald brachte sogleich den Schmuck herbei und überreichte ihn dem erfahrenen Freunde, während eine fahle
Blässe bei dem Anblick der Steine Helenens Gesicht überzog. Der Direktor drehte das Halsband nach der linken Seite,
und drückte, bekannt mit dem geheimen Mechanismus desselben, an eine verborgene Feder unterhalb der Schließe.
Diese sprang auf und es zeigte sich nun im Innern das Miniaturbild des Fürsten, und auf der Rückseite fanden sich die
680 Worte: »Meiner teuren Olga zum achtzehnten Geburtstage.«

»Es ist kein Zweifel, alles entspricht der Beschreibung, die Zahl und Fassung der Steine, die Form der Schließen, und
das geheimnisvolle Versteck in derselben. Das Rubinen-Halsband, das ich hier in Händen halte,« sprach der
Polizeibeamte ernst und ausdrucksvoll, »ist und kann kein anderes sein, als das der jungen Fürstin geraubte.«

Mit wahren Entsetzen schaute Graf Berghausen bald seine Frau, bald seinen Freund an. »Um des Himmelswillen,
685 Helene!« rief er mit heiserer Stimme, »wie kommt dieser Schmuck in Deinen Besitz? Aber erklärt mir dieses Rätsel?
Wohin sind Deine Rubinen gekommen?«

Die junge Frau ergriff die Hand des geliebten Mannes und drückte sie sanft in der ihrigen. »Mit Gottes Hilfe hoffe ich
Dir Deine Herzensruhe wieder zu geben, mein Teurer. Höre denn jetzt ein demütiges, aber reuevolles Geständnis, und
auch Sie, werter Freund unseres Hauses, bitte ich, dasselbe mit anzuhören: Es sind nahezu vier Monate, daß Du, mein
690 Theobald, in Geschäften fortreistest und mich allein hier zurückließest. Das darf nie, nie wieder geschehen,« warf sie,
wehmütig scherzend, dazwischen, »denn von dieser unseligen Trennung schreibt sich das ganze Unglück her. Du
hattest gehofft in längstens acht Tagen wiederzukehren, und übergabst mich einstweilen der Obhut der Frau v. Raume.
Diese alte Dame glaubte wohl, meine Sehnsucht am besten durch Zerstreung bewältigen zu können, und zog mich an
ihren Spieltisch. Wie sonderbar! Ich hatte früher kaum eine Karte berührt, und zeigte dennoch ein so merkwürdiges
695 Talent für das Spiel und bekundete eine so schnelle Auffassungsgabe, daß ich allseits Lob dafür erntete. Dies erhitzte
meine Sinne und ehe ich's ahnte, war ich zur leidenschaftlichen Spielerin geworden. Sollte man's glauben? Ich wartete

fast mit fiebernder Ungeduld des Abends, der mich zum grünen Tisch brachte, und schreckte nicht vor dem so gefährlichen Hazard zurück. Dazu spielte ich nicht einmal glücklich. Wenn ich einmal gewann, verlor ich sechsmal dagegen. Du kamst nicht so bald, als ich erwartet hatte, und ich ging nach wie vor zu Frau von Raume zum Spiele.

700 Eines Abends verlor ich an eine fremde Dame 1500 Franks! Alle hatten meinen Mut bewundert, womit ich fort und fort neuen Einsatz bot und immer wieder verdoppelte, denn in mir arbeiteten Leidenschaft, Begierde, Eitelkeit, ich weiß selbst nicht, was alles, und Frau v. Raume war hochofrennt, über ihre spielselige kleine Freundin, aber infolge des namhaften Verlustes wurde mir doch ein bißchen bange und dies um so mehr, als ich im Augenblicke sehr schlecht bei Kasse war. Andererseits war es eine Ehrenschild, die ich abzutragen hatte, und zwar schon binnen

705 vierundzwanzig Stunden. Ich war viel zu hochmütig, als daß ich irgend einer Dame meiner hiesigen Bekanntschaft meine Verlegenheit hätte gestehen mögen; ich wollte mir nicht entfernt nachsagen lassen, Du hättest mich ohne genügende Barschaft zurückgelassen. Überdies hatte ich noch andere Einkäufe gemacht, mit welchen Du bei deiner Heimkehr überrascht werden solltest und die mein Nadelgeld vollständig erschöpft hatten. Wußte ich doch, daß Du mir nach Deiner Rückkehr meine leere Kasse wieder bereitwilligst füllen würdest. Für den Augenblick aber war guter

710 Rat teuer. O, wie bereute ich jetzt, überhaupt gespielt zu haben! Du durftest nie erfahren, wozu ich mein Geld verbraucht hatte, denn ich wußte, Du hättest dieses Vergnügen bei Deiner Frau niemals gebilligt. Wo sollte ich nun Geld auftreiben? Man hatte mir vor einiger Zeit zufällig von einem Geldleiher Lorenzo gesprochen, er sollte mein Retter werden, und meine Rubinen das Pfand, welches ich ihm überlassen wollte. Es konnte sich ja nur um etliche Tage handeln, dann kamst Du wieder nach Paris, ich wieder zu Geld und selbstverständlich auch wieder zu meinem

715 Geschmeide. Ich suchte den Italiener auf, fand ihn bereitwillig für meine Wünsche und trug das erhaltene Geld froh nach Hause. Nur eine Beängstigung blieb bei aller Befriedigung in mir zurück: ich hatte ohne Dein Wissen gehandelt und noch dazu etwas getan, was du niemals billigen würdest. Dies durftest Du niemals erfahren. Bisher hatte ich kein Geheimnis vor Dir gehabt, und nun lag ein solches zentnerschwer auf meinem Gewissen. In keinem meiner Briefe an Dich erwähnte ich jener Spielgesellschaften, nie kam später hierüber ein Wort über meine Lippen – und das, Theobald

720 war unrecht und unverzeihlich. Endlich war Dein Geschäft beendet; aus kurzen acht Tagen waren drei Monate geworden. Desto glücklicher war ich, denn nach jenem unseligen Abend, da ich so viel verlor, und nachdem ich meine Schuld bezahlt hatte, hatte ich Frau v. Raume ruhig aber fest erklärt, ich dürfe in Deiner Abwesenheit nicht so große Summen auf das Spiel verwenden und würde von nun an auch keine Karte mehr berühren. Ihren feinen Spott habe ich überhört, ihr Anerbieten, mir Geld zu leihen, hochfahrend abgelehnt, ihre Abendgesellschaft nicht wieder besucht. Die

725 erste Gelegenheit, da Du in Deinen Klub gingst, benützte ich zu Lorenzo zu gehen, um meine Rubinen auszulösen. Ich, Herr Polizeidirektor, war jene Dame, nach deren Weggehen der Italiener so wütend geworden ist. Ich hatte sofort bemerkt, daß ich ihm höchst ungelegen kam und sogar einigen Verdacht gegen seine Redlichkeit geschöpft; desto beharrlicher blieb ich bei meinem Begehren und wich nicht von der Stelle. Ich glaube, die Verzweiflung gab mir so viel Mut, denn wie hätte ich Dir, lieber Theobald, je wieder unter die Augen treten können, ohne mein

730 Rubinengeschmeide? Endlich nach langem Zögern und Hin- und Hertrippeln brachte Lorenzo das Etui.«

»Er hätte sich sicherlich binnen kurzer Zeit aus dem Staube gemacht,« unterbrach der Polizeidirektor Helenes Erzählung, »zweifelsohne hatte er in der vorhergehenden Nacht die Leiche der jungen Russin bestohlen.«

Die Gräfin schauerte zusammen. »Ich entsinne mich,« fuhr sie dann in ihrer Erzählung fort, »daß er, als er mir den Schmuck zurückgab, sagte: »Auf ein Haar wär's um den Schmuck gewesen; ich hatte nur auf acht Tage geliehen und

735 es sind nahezu drei Monate verstrichen,« worauf ich ihm ruhig erwiderte, daß ich mich keiner bestimmten Frist entsinnen könne, binnen welcher ich das Geld wiederzubringen versprach. Auf dem Pfandzettel stände: »Für unbestimmte Zeit!« Darauf gab er keine Antwort und blickte beinahe zärtlich nach den Steinen. Zu Hause angekommen, bemerkte ich zu meinem Entsetzen, daß ein Rubin fehlte. Mein Halsband hatte deren einundzwanzig gehabt und hier waren nur zwanzig! War einer herausgenommen worden? Das schien ohne Zerstörung des Ganzen

740 kaum möglich. Was aber dann? Existierte noch ein zweites gleiches Geschmeide? Und wie war eine Verwechslung möglich?«

»Verzeihen Sie,« rief hier der Polizeidirektor aus, »dem ist wirklich so und auch dieser Umstand ist das Ergebnis unserer eingehenden Nachforschungen. Ich habe durch die fürstliche Familie den Namen des Juweliers erfahren, der jenes Geschmeide gefertigt hat, und mich sofort zu ihm begeben. Es ist derselbe, von dem auch Sie, verehrtester

745 Freund, Ihr Halsband kauften. Er sagte mir, er habe zu jener Zeit eine Anzahl Rubinen von außerordentlich seltener Schönheit erworben und zur Anfertigung von zwei Halsgeschmeiden verwendet, die in Form und Fassung bis auf ein Kleines vollständig ähnlich waren. Das Ihrige zähle um einen Edelstein mehr; dafür brachte er an dem andern eine Hohlschließe an, die sich auf den Druck einer verborgenen Feder öffnete und so den Zweck eines Medaillons erfüllte. Beide Geschmeide wurden fast gleichzeitig verkauft. Seltsamerweise bot ihm vor nicht allzulanger Zeit auch Lorenzo,

750 den er als sehr geschickten Arbeiter schätzte, mehrere Schmuckgegenstände mit Rubinen zum Kaufe an, die er auf Reisen erworben zu haben vorgab. Die Pracht dieser Steine hatte den Juwelier überrascht, da er nicht geglaubt hatte, daß noch mehr so schöner feuriger Rubinen, wie er sie verarbeitet hatte, im Umlauf sein könnten. Deshalb nahm er sie dem Italiener zu hohen Preisen ab. – Haben gnädige Frau dem Unglücklichen gar keinen Vorwurf der Verwechslung in's Gesicht geschleudert, keinen Versuch gemacht, Ihr Eigentum wieder zu bekommen?«

755 »Freilich tat ich das, Herr Polizei-Direktor,« entgegnete die Gefragte, »und zwar sobald als möglich. Ach, Theobald war ja kaum von jener Reise zurückgekommen, als wir schon die Vorbereitungen zur Heimkehr nach Deutschland trafen, und mit Besuchen und anderen Geschäften vollauf überladen waren. Es drängte ein Tag den andern; als ich aber in der Gesellschaft, welche unseren Abschiedsfeste vorherging, die grenzenlose Verlegenheit aushalten mußte, daß sich über die Zahl meiner Rubinen ein Streit erhob, als ich, um meiner Rolle treu zu bleiben, sogar vor Fremden
760 gezwungen war, Theobald zu widersprechen und ihn des Irrtums zu zeihen, ach da stieg die Qual meines Gewissens mehr und mehr, und ich begab mich noch in jener Nacht zu Lorenzo, um meine Juwelen zurückzuverlangen. Ich hatte ihm leider bei meinem ersten Besuche strenges Stillschweigen anbefohlen und mich hierdurch unvorsichtig in seine Gewalt gegeben. Nun begegnete er meiner sichtlichen Angst mit kaltem Hohne, behauptete, ich hätte ihm keine anderen als eben diese Rubinen verpfändet und drohte endlich, mich wegen Kränkung seiner Ehre als rechtschaffener
765 unbescholtener Mann gerichtlich zu belangen. Was sollte ich tun? Banges Weh im Herzen, rat- und hilflos kehrte ich nach Hause zurück.«

»Und war das in einer Droschke, gnädige Frau? Vergeben Sie mir die indiskrete Frage,« sprach der Untersuchungsbeamte; »ich würde sie nicht getan haben, wenn sie nicht absolut zum Abschlusse meiner Nachforschungen nötig wäre.« Dabei zog er ein Portemonnaie aus der Tasche und reichte es der Überraschten hin.
770 »Benützten Sie dieses Portemonnaie in jener Nacht, da Sie zu Lorenzo gingen? Ein Kutscher überbrachte es mir als in seinem Wagen liegen geblieben und ich war nicht wenig erstaunt, unter seinem Inhalte auch diese Visitenkarte mit Ihrem Namen zu entdecken. Ich gestehe aufrichtig, ich war um Berghausens willen höchst betrübt. Was konnte, was mußte ich denken angesichts solcher Wahrnehmung? Durfte ich Sie, die ich stets hoch zu schätzen so glücklich war, mit irgend einem Gedanken nur verdächtigen? Wo aber fand ich eine Entschuldigung für Ihre nächtliche Ausfahrt,
775 allein, ohne Ihren Gatten oder anderen Schutz? Denn, daß Sie allein fuhren, erzählte der Kutscher. Ich behielt vorläufig alles bei mir, und hoffte, ein günstiger Zufall werde schließlich alles zum erwünschten Ende führen, und so ist's in der Tat auch gekommen und damit ein Stein von meinem Herzen abgewälzt.«

»Wie danke ich Ihnen für diese Freundschaft und Schonung!« rief Helene tief beschämt aus. »In welch' unverzeihliches Licht habe ich durch meinen Leichtsinne und meine Unüberlegenheit meinen und Theobalds Ruf
780 gebracht!«

Der Polizeidirektor fuhr fort: »Als ich den Tod jenes Italieners erfuhr, ließ ich sogleich den Droschkenkutscher wieder zu mir befehlen, denn ich hatte mir seine Nummer mit Rücksicht auf Sie notiert. Bei der ersten Besprechung schon hatte er mir erzählt, es sei noch ein höckeriger Mensch mit ihm gefahren, dem jenes Portemonnaie möglicherweise gehören könne. Ich verlangte nun die genauere Personalbeschreibung jenes ungebetenen Passagiers und siehe da – es
785 klappte mit meiner Vermutung: der zweite Passagier konnte kein anderer sein, als Lorenzo, der Goldschmied aus Florenz. Er wollte offenbar Ihren Namen und Wohnort auskundschaften.«

»Auch unser Portier behauptete,« sagte der Graf, »daß der vor dem Hause Verunglückte derselbe Mann gewesen sei, der eines nachts bei ihm angeläutet und ihn gefragt habe, ob hier eine gewisse Familie wohne? Wozu er das tat, ist mir jetzt klar. Erzähle nun zu Ende, meine Liebe!«

790 Helene fuhr fort: »Wie schon gesagt, ich kehrte trostlos nach Hause zurück, die Reue kam zu spät, ich hatte der Leidenschaft des Spieles meine und meines Mannes Ehre und einen kostbaren Schmuck geopfert und überdies die Ruhe des Herzens verloren. Gott allein weiß, wie ich in jener Nacht gebetet und geweint habe! Der folgende Tag verging, ohne daß ich eine ruhige Minute fand, mit Theobald zu sprechen; ich fühlte mich unwohl, bot aber alle Selbstbeherrschung auf, meiner Pflicht als Wirtin gegenüber den Gästen zu genügen; die Erzählung von jenem
795 Rubinen-Diebstahle in der Gruft erschütterte mich aufs Tiefste, der Gedanke, daß ich den Schmuck jener beraubten Russin trüge, nahm mir alle Fassung. Dieser Verdacht war sofort in mir wach geworden und wollte mich nicht wieder verlassen. Ich fiel in Ohnmacht, konnte mich jedoch noch ein zweites Mal bezwingen, und das Fest ging ohne weitere Störung zu Ende. Auf meinem Zimmer angekommen, sank ich auf meine Kniee, bat Gott um Vergebung meines Fehlers und um Erleuchtung in der Nacht meiner Zweifel und Unruhen. Ich fand keine Träne, in mir war alles starr
800 und leichenhaft. Nie zuvor hatte ich Ähnliches empfunden. Mit letzter Kraft löste ich das Schloß meines Rubinen-Geschmeides und kam dabei ganz zufällig vor dem großen Ankleidespiegel zu stehen; als aber mein Blick in denselben fiel, packte mich das Entsetzen des Todes. Es war offenbar Täuschung meiner aufgeregten Phantasie, genug, mir schien's als schreite eine fremde junge Dame im weißen Kleide, eben solche Rosen in den aufgelösten Haaren durch das Zimmer – – «

805 »Du beschreibst Dich selbst, Helene,« lächelte der Graf, um einigermaßen das Schauerliche ihrer Rede abzuschwächen.

»Es schien mir,« sprach sie weiter, »als schreite die geisterhafte Gestalt auf mich zu und deute drohend nach meinem Halse. Dort lagen meine Rubinen, rot und glühend wie Blutstropfen, sie brannten ordentlich, – ich wollte schreien, um Hilfe rufen, die Stimme versagte mir, das Blut in den Adern stockte – die Schreckliche kam näher immer näher, – nun
810 faßte sie mich an, – – was weiter geschah, weiß ich nicht.« Erschöpft hielt die junge Frau inne und bedeckte

schluchzend ihr Gesicht mit beiden Händen.

»Mein armes, armes Kind,« sprach der Graf, indem er die junge Frau zärtlich umarmte, »was hast Du gelitten! Und ich durfte es nicht mit Dir tragen! Ach, es war zu viel für Dich! – Nun aber fasse Dich, es ist ja alles gut, und wir wünschen den Abschluß herbei.«

815 »Wie lange ich so gelegen, weiß ich nicht; Du sagtest mir, ich sei auf dem Leichenbette gewesen und als tot beweint worden. Einmal fühlte ich ein kühles Lüftchen mich umwehen, süßer Geruch von blühenden Orangen und Holunder traf meine Sinne, ich öffnete die Augen, mußte sie jedoch geblendet sogleich wieder schließen; zahllose Lichter brannten rings um mich, und dabei war alles so still! Vor Ermattung blieb ich regungslos liegen. Dann blickte ich noch einmal, und zwar länger um mich, bemerkte, daß die Balkonfenster sich öffneten und eine kleine Gestalt auf dem
820 Sims erschien. Sogleich dachte ich an Diebe und Einbruch, und versuchte, jedoch vergeblich, mich zu erheben. Die Gestalt trat näher, es war niemand anders, als Lorenzo, der Italiener! Vorsichtig schaute er um, flüsterte einiges zu sich selbst, wovon mir das Wort »Conrado« in Erinnerung blieb, und ging dann direkt auf das Tischchen los, auf dem mein Juwelenkästchen stand. Er öffnete es, langte meine Rubinen heraus und wollte damit entfliehen, ich aber hatte mich indessen mit äußerster Willenskraft aufgerafft, mein Lager verlassen, mich hinter ihn geschlichen und meine
825 Hand auf seine Schulter gelegt, – mit einem Schrei des Entsetzens floh er durch das Fenster, an dem er hereingekommen war; er hatte offenbar gemeint, ich käme aus meinem Grabe zurück, ihn zu strafen. Noch andere Leute stürzten schreiend herbei und liefen ebenso rasch wieder fort. Mich aber verließen Kraft und Besinnung neuerdings und ich erwachte erst in Deinen Armen wieder.«

»Nun liegt Alles klar vor uns,« bemerkte der Polizeivorstand. »Lorenzo, der schon des Leichenraubes verdächtig aus
830 Italien floh, suchte hier in Paris Befriedigung seiner Habsucht und trieb neben seinem Erwerb noch das weit einträglichere Geschäft eines Geldleihers. Frau Gräfin verpfändeten ihm aus bekannten Gründen Ihren kostbaren Schmuck. Der große Wert desselben und seine seltene Schönheit mochten wohl die Habsucht des Italieners entflammt haben; überdies lebte er in der sicheren Voraussetzung, daß Sie, wie ihm das schon öfter vorgekommen sein mag, Ihr Pfand nach versäumtem ersten Termine nicht wieder einlösen würden, machte deshalb alles zu Baargeld und verkaufte
835 die einzelnen Steine. Nun begreifen wir seinen Schrecken, als Sie kamen, Ihr Gut zurückzufordern. Merkwürdig glücklich für den Verbrecher, hatte kurz vorher jener Leichenraub stattgefunden, und war ein dem Ihrigen zum Verwechseln ähnlicher Schmuck in Lorenzo's Händen, wie wir wissen, sein Talisman, der Bürge seines vermeintlichen Glückes, daher sein Schmerz, ihn hingeben zu sollen. Er muß aber doch die Polizei gefürchtet haben, die aus begreiflichen Gründen damals doppelt aufmerksam war, und mochte vielleicht froh gewesen sein, den
840 Schmuck wenigstens vorübergehend los zu werden. Daß er ihn wieder holen wollte, stand fest; dies beweist, daß er mit Ihnen gefahren und Ihren Namen nachgefragt. Ihr Diener Konrad, den er vielleicht schon von früher kannte, hat ihm jedenfalls zum Verbrechen geholfen; er hat die Wärterin aus dem Zimmer gelockt, die Balkonfenster zur angegebenen Stunde geöffnet – und ist nun fort, wodurch er unseren Verdacht nur bestärkt. Der Unglückliche aber, der trotz der reichen Anlagen und Talente, die Gott ihm gegeben, durch Geiz und Habsucht zum abergläubischen
845 Verbrecher wurde, ist der irdischen Gerechtigkeit entzogen. Gott selbst hat ihn gerichtet. Meine Mission in Ihrem Hause ist zu Ende. Der Verlust Ihres Schmuckes – denn dieser hier muß wieder in die Familie des Fürsten als deren unbestrittenes Eigentum zurück – dürfte Ihnen nach allem Vorausgegangenen nicht schwer fallen. Und nun nehmen Sie meinen Glückwunsch zu dem so günstigen Ausgang der Dinge, und zugleich den Wunsch eines ergebenen Freundes, daß künftig nie wieder auch nur der leiseste Schatten, das reine Glück Ihrer Ehe trüben möge!« Damit
850 empfahl sich der Beamte.

Theobald aber hielt seine Frau fest und innig umschlungen. »Verzeihst Du mir?« frug sie weinend und schaute schüchtern zaghaft zu ihm auf.

»Alles, alles, meine Liebe! Wie ist doch Gott so gut, daß er Dich mir wieder gab! Wie so gerne wollen wir jene Rubinen missen, die uns beiden manche, zwar schwere, aber doch nicht zu unterschätzende Lehre gaben. Bleibt mir ja
855 in Dir der kostbarste Edelstein erhalten, dessen ein Mann sich rühmen kann: ein braves, treues und liebevolles Weib.«
(13238 words)

Quelle: <https://www.projekt-gutenberg.org/giehl/heckenro/chap010.html>